

Arthur F. Burns Fellowship 2019, Seattle Times, Caterina Lobenstein

Die Stadt

Dass Seattle zu den lebenswertesten Städten der USA zählt, hatte ich gelesen, bevor ich ins Flugzeug gestiegen bin: viel Wasser, viele Fahrradwege, viele Berge, inklusive einem schneebedeckten 4000er, den man bei gutem Wetter sehen kann, wenn man mit einem Bier im Seward Park sitzt, am Ufer des Lake Washington. Wie spannend die Stadt aus journalistischer Sicht ist, habe ich so richtig erst verstanden, als ich dort war. Keine US-Stadt wächst so schnell wie Seattle, und die Wachstumsschmerzen sind gewaltig: explodierende Mieten und Häuserpreise, Dauerstau auf den Highways und ein immer tiefer werdender sozialer Graben, der die Stadt entzweit. Nirgendwo sonst kann man durch die Straße spazieren, in der die beiden reichsten Männer der Welt fast Tür an Tür wohnen (Jeff Bezos und Bill Gates) – und nicht weit davon entfernt mit Menschen sprechen, die einen Vollzeitjob haben und trotzdem unter der Brücke schlafen müssen.

Außer San Francisco gibt es vermutlich keinen Ort, an dem man so genau und quasi in Echtzeit beobachten kann, was das rapide Wachstum der Digitalindustrie mit einer Stadtgesellschaft macht. Wer sich für Gerechtigkeitsfragen interessiert, für die Marktmacht von Amazon, Google & Co, für Stadt- und Wohnungsmarktpolitik, für die Opioid-Krise, für Obdachlosigkeit, Steuergerechtigkeit und die vielen Widersprüche, in die sich die in Seattle sehr präsente amerikanische Linke verstrickt hat, ist hier gut aufgehoben. Wer über große Konzerne berichten will, sowieso: Amazon hat hier seinen Hauptsitz, Microsoft, Boeing. Ich schreibe in Deutschland regelmäßig über soziale Themen, über das Verhältnis zwischen Markt und Staat – und wusste gar nicht, wo ich anfangen soll, so viele Geschichten liegen hier auf der Straße.

Wer Berge und Seen mag, wird in Seattle glücklich: Entlang der Interstate 90 gibt es unzählige Wander- und Bergtouren. Der Pacific Crest Trail führt durch die Berge, die man von Downtown aus sehen kann, und gleich drei tolle Nationalparks liegen keine zwei Stunden mit dem Auto entfernt: der North Cascades, der Mt. Rainier und der Olympic National Park. Ich hatte Zelt und Bergschuhe dabei – und empfehle das jedem, der am Wochenende gern rausgeht. Auch gut: Vancouver, Portland und die Pazifikküste liegen gleich um die Ecke. Das Essen in Seattle ist fantastisch. Und ab und zu erahnt man sogar noch den Geist des alten Grunge, für den die Stadt so berühmt ist.

Seattle ist teuer. Das betrifft Mieten, Restaurantbesuche, aber auch einfache Lebensmittel. Für die Wohnungs- oder Zimmersuche am besten viel Zeit einplanen. Ich kenne den Berliner und Hamburger Wohnungsmarkt und fand den in Seattle deutlich schlimmer. Den ersten Monat habe ich in einem Airbnb-Zimmer in Greenlake bei einer Familie gewohnt, wenige Schritte von einem See entfernt, mit kostenlosem Freibad und netten Cafés. Den zweiten Monat war ich Zwischenmieterin im Haus von Freunden eines amerikanischen Fellows, am Rande von Capitol Hill, einem lebendigen, relativ touristischen Kneipenviertel, quasi der Schanze oder dem Neukölln von Seattle. Beide Male habe ich rund 1300 Euro für einen Monat gezahlt, was laut meinen Bekannten in Seattle sehr günstig war. Beide Viertel kann ich zum Wohnen absolut empfehlen. Öffentliche Verkehrsmittel funktionieren für amerikanische Verhältnisse ganz ok; ich war die meiste Zeit mit dem Rad unterwegs. Die Stadt hat ein paar irrwitzig steile Straßen, ist generell aber einigermaßen fahrradfreundlich.

Seattle ist für sein mieses Wetter bekannt. Juli und August sind aber die besten Monate im Jahr, mit wenig Regen und Temperaturen bis 30 Grad.

Die Redaktion

Die Seattle Times hat das hässlichste Großraumbüro, das ich je gesehen habe. Gäbe es die Drehstühle nicht und die vollgestapelten Schreibtische, könnte man meinen, man säße in einer Tiefgarage. Die Kollegen, die ich kennengelernt habe, waren dagegen freundlich, hilfsbereit und gut gelaunt. Die Zeitung ist als eine von ganz wenigen in den USA noch in Familienbesitz. Es geht ihr finanziell nicht gut, aber der journalistische Anspruch ist hoch. Den investigativen Biss, mit dem die Kollegen dort Lokaljournalismus betreiben, fand ich bewundernswert. Und einige Reporter, vor allem die, die sich mit den großen Konzernen der Stadt beschäftigen, haben exzellente Kontakte und weltweit Renommee. Dominic Gates zum Beispiel, der seit vielen Jahren über Boeing schreibt (und wahnsinnig nett und bescheiden ist).

In den Wochenendausgaben gibt es regelmäßig aufwändige Reportagen, oft querfinanziert, etwa vom Pulitzer Center. Geschichten zu überregionalen oder internationalen Themen kauft die Seattle Times fast immer von großen Medienhäusern an der Ostküste ein, vor allem von der Washington Post und der New York Times. Wer während seines Stipendiums gern auf Englisch etwa über außenpolitische Themen mit Deutschland- oder Europabezug schreiben will, ist bei der Seattle Times also eher nicht so gut aufgehoben.

Wie schwer oder leicht es ist, eigene Geschichten unterzubringen, kann ich nicht beurteilen, weil ich von vornherein verabredet hatte, dort nicht zu publizieren. Die Kollegen hatten mir, als Sie meine Bewerbung bekamen, zurückgemeldet, dass ich gern bei der Seattle Times arbeiten könne, es aber keine Kapazitäten gebe, mich zu betreuen oder in den Redaktionsalltag einzubinden. Mir passte das gut, weil ich das Stipendium vor allem dazu nutzen wollte, Recherchen für meine Heimatzeitung und ein Buchprojekt anzustoßen. Mein Gefühl ist, dass die Seattle Times generell eher kein guter Ort für jemanden ist, der viel im Gastmedium veröffentlichen und in den Redaktionsalltag eingebunden werden will. Als Recherchebasis funktioniert sie dagegen wunderbar. Die Kollegen haben mir einen Schreibtisch, eine Emailadresse und viele wertvolle Tipps und Kontakte gegeben.

Wenn man sehen will, wie man trotz Medienkrise guten Journalismus macht, ist man bei der Seattle Times gut aufgehoben. Eher nicht so viel kann man dort über innovative Formate lernen oder über spannende digitale Lösungen für Printprodukte. Ich habe die Times gedruckt und digital als klassische Lokalzeitung wahrgenommen, die eher wenig experimentiert, aber dafür auf sehr hohem Niveau und mit aufklärerischem Ethos recherchiert und schreibt.

Ich hatte mit Nina Shapiro, Evan Bush, Ryan Blethen, Dominic Gates, Christine Claridge und Ryan Blethen zu tun, alle waren super freundlich und hilfsbereit. Die meiste Zeit habe ich nicht in der Redaktion gesessen, sondern draußen verbracht. Im Lokalwahlkampf zum Beispiel, der während meines Aufenthalts heiß lief, in Obdachlosenheimen, in den gläsernen Wolkenkratzern von Amazon. Unbedingt empfehlenswert, um aus der linksliberalen Filterblase Seattle herauszukommen, sind Ausflüge in den Osten von Washington State. Weil die Menschen dort einen anderen Blick auf ihr Land haben.

Einer meiner eindrucklichsten Reporterausflüge war ein Trip nach Richland, eine Stadt nahe des Nuklearreaktors, in dem das Plutonium für die Atombombe hergestellt wurde, die die Amerikaner über Nagasaki abgeworfen haben. Die örtliche High School trägt als Logo einen Atompilz, das Football-Team den Namen „Bombers“. Bis in die späten 80er wurde hier Plutonium für das amerikanische Atomwaffenarsenal produziert. Heute ist die Gegend das am schlimmsten kontaminiert Areal der westlichen Hemisphäre. Und seit Donald Trump beschlossen hat, die Sicherheitsbestimmungen für den Rückbau der Anlagen zu lockern, um Geld zu sparen, fürchten Wissenschaftler, dass giftige Dämpfe und verstrahlter Müll in den Boden und die Luft gelangen. Die meisten Bewohner von Richland verdienen ihr Geld damit, die Anlagen zurückzubauen und die verseuchten Böden zu reinigen. Viele sind darüber krank geworden. Und wählen trotzdem Trump.

Fazit: Unbedingt nach Seattle gehen, es ist ein toller Ort, um dort zwei Monate zu leben und zu recherchieren.

Und: Danke an Frank Freiling, Amal Azimova und all die anderen, die das Stipendium möglich gemacht haben. Für die gute Organisation und vor allem für die journalistische Freiheit, die wir während der Zeit genossen haben.